Zeitschrift: Mitteilungen des Deutschschweizerischen Sprachvereins
Herausgeber: Deutschschweizerischer Sprachverein
Band: 2 (1918)
Heft: 8-9

Rubrik: Aus der Presse

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 21.11.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

und dienen als Ausdruck häßlicher Abneigungen schon im Frieden, und im Krieg erst recht.

Eigentlich müssen wir zugestehen, daß die Franzosen mit dem Scharfblick des Hasses Fremdwörter herausgegriffen haben, denen wirklich etwas anklebt: kaput und kolossal sind recht unvornehme Wörter, die wir in gediegener oder gar in gehobener Rede nicht anwenden; sie haben etwas Ungebildetes, Gewöhnliches an sich, kolossal dient zudem gern der Aufschneiderei. Bei Kultur mögen die mit unserer Sprache vertrauten Franzosen gemerkt haben, daß das Wort in dem neuen deutschen Schrifttum übertrieben viel gebraucht worden ist und der Phrasenmacherei gedient hat. Nur bei Kamerad haben sie sich vergriffen und ein schon 300 Jahre altes, durch Dichtung und Geschichte wie durch seinen Sinn geadeltes Lehnwort mit Unrecht besudelt.

Eine ähnliche sprachliche Erscheinung hat übrigens der Krieg auch in der welschen Schweiz hervorgebracht. Nicht beteiligt am Kriege heißt auf französisch neutre, während wir bekanntlich neutral sagen. Dieses für französische Ohren entstellte Wort neutral brauchen nun deutschfeindliche Zeitungen des Welschlandes, um unsre Stellung zum Kriege verächtlich zu machen. Neutral bedeutet in ihren Spalten „feig, aus lauter Feigheit die Sache der Gerechtigkeit (d. h. die Frankreichs) nicht ergreifend, sich kein Urteil erlaubend". So wiederholen sich auch hier im kleinen deutsch-welschen Schweizerkriege die Erscheinungen des blutigen Kampfes zwischen Deutschland und Frankreich. Bl.

Grippe, Influenza und wieder Grippe.

Der Name der unheimlichen Krankheit hat auch eine merkwürdige Geschichte. Das Wort Grippe taucht im Deutschen (nach Weigands Wörterbuch) zum erstenmal 1782 auf und stammt zunächst aus dem Französischen, wo la grippe abgeleitet sein kann von einem Zeitwort gripper für ergreifen, auch mit der besondern Bedeutung stehlen, in bildlichem Sinne: verstimmen (daher auch la grippe für Laune, Grille). Dieses gripper aber ist seinerzeit (etwa um 1300) aus dem niederdeutschen gripen entstanden, und Grippe wäre dann die Krankheit, die einen „ergreift", packt, die Ergreifung, der (An-) Griff. — Uebrigens ist auch das entsprechende mittelhochdeutsche grifen (heute greifen) als griffer ins Französische gekommen in ähnlicher Bedeutung, la griffe bezeichnet in erster Linie das Greifwerkzeug: die Kralle oder Klaue. — Es wird aber auch behauptet (Weigand), als Name für die Krankheit stamme la grippe aus dem Russischen, wo chripu Heiserkeit bedeute, die Krankheit scheint auch in der Tat russischen Ursprungs und in Rußland heimisch zu sein. Sei nun das Wort ursprünglich deutsch oder russisch, ins Deutsche kam es aus dem Französischen, wurde aber wohl nicht lange als fremd empfunden, eben weil es nicht sehr fremd klang und weil man sich von ihr „ergriffen" fühlte, d. h. der Anklang an die deutschen Formen gripen und greifen wird die Aufnahme des Wortes erleichtert haben. Sogar das Schweizerdeutsche kennt (laut Idiotikon) ein Zeitwort grippe (in Einsiedeln und Nidwalden gripe) für an sich raffen, stehlen, das oft für die Plünderungen der Franzosenzeit und erst seit etwa 1800 nachweisbar ist, ferner ein Hauptwort Gripp für Dieb (aus Sevelen) und, ebenfalls seit etwa 1800, eine Bezeichnung Grippi, neben der auch Angriff vorkommt (Bern, Glarus, Luzern), für eine Blutkrankheit des Rindviehs („'s gäch Bluet"). Also Grippe konnte als deutsches Lehnwort gelten, dem kein gleichwertiger urdeutscher Ausdruck entspricht, denn Schnupfenfieber, wie meist erklärt wird, ist umständlicher und in beiden Bestandteilen zu eng. Nicht einmal der eifrige Sprachreiniger Engel erwähnt es als Fremdwort, sondern gibt es neben Schnupfenfieber als Entwelschung für Influenza.

Denn ziemlich gleichzeitig mit Grippe war auch ein italienisches Wort aufgekommen: influenza, Goethe erwähnt sie mehrmals in Briefen aus dem Jahre 1782, wo sie offenbar mit Macht auftrat, und in einem Sonett von 1807/08 gesteht er („Nemesis"):

Wenn durch das Volk die grimme Seuche wütet,
Soll man vorsichtig die Gesellschaft lassen.
Auch hab ich oft mit Zaudern und Verpassen
Vor manchen Influenzen mich gehütet.

Als 1889 die Krankheit wieder einmal mit besonderer Macht auftrat, brachte sie diesen den Heilkünstlern wohl bekannten, für das Volk aber ganz neuen italienischen Namen mit, der für den, der's verstand, „Einfluß" bedeutete und also ungefähr so viel oder so wenig sagte, als man sich in weitern Kreisen bei Grippe allenfalls denken konnte, aber es war neu und entschieden fremd und daher gut. Unser Volksmund hat sich freilich auch diesem Fremdling angepaßt und, teils natürlich scherzhaft, teils aber auch in allem Ernste, Infulenza draus gemacht mit dem sinnigen Anklang an faul. Der Gebildete kann sich eben bei den Fremdwörtern in der Regel etwas denken, der Ungebildete sucht sich häufig etwas zu denken, der Halb- und Dreiviertelsgebildete bildet sich häufig etwas ein auf die genaue, aber gedankenlose Nachahmung der äußern Formen. — Als nun dies Jahr die unter italienischem Namen bekannte Krankheit aus Spanien kam, nannte man sie wieder beim alten russisch-französisch-deutschen Namen Grippe mit dem Beiwort spanisch, aber ein tiefsinniger Sprachphilosoph schreibt in einem zürcherischen „Volksblatte": „Die sog. spanische Grippe sollte eigentlich Influenza genannt werden." Wenn sie in 30 Jahren wieder kommt, heißt sie vielleicht griechische Influenza, das folgende Mal japanische Grippe und so abwechselnd weiter. Am besten wär's freilich, wenn Wort und Sache ganz verschwänden!

Aus der Presse.

Sprachfragen beschäftigen die deutschschweizerischen Zeitungen ja selten. — Nachdem die N. Z. Z. vorausgegangen, fanden auch andere Schweizerblätter, z. T. im selben Wortlaut wie die Münchner Neuesten Nachrichten, das rückschrittliche oder nichtssagende Gutachten der Berliner Akademie der Wissenschaften über die im preußischen Staatshaushaltsplan aufgenommenen Verdeutschungen „sehr besonnen". Ein Zürcher Oberländerblatt nimmt ohne spöttische Bemerkungen Kenntnis davon, daß in Deutschland das Wort „fernen" für telephonieren sich Eingang zu verschaffen scheine. In der Beilage „Saison, Reise, Verkehr" der N. Z. Z. bemüht sich einer krampfhaft, das Wort Perron gegen das (natürlich alldeutsche!) Bahnsteig in Schutz zu nehmen.

Auch die westschweizerische Presse ist ruhig. Nur die Genfer „Tribune" regt sich und unterstützt die Tessiner Zeitungen in ihrem Kampfe um die Rechte des Italienischen im Sprachgebrauch der Bundesbahnen. Es scheint da in der Tat eine kleine Ungeschicklichkeit vorgekommen zu sein, die Bertoni im Nationalrate am 4. Brachmonat zur Sprache gebracht hat. Im Bundes-Amtsblatt war eine Stellung am Güterbahnhof Bellenz ausgeschrieben, für die das Deutsche als Muttersprache verlangt, die Kennt-

nis des Italienischen aber bloß als erwünscht bezeichnet wurde, was das sprachliche Ehrgefühl der Tessiner ein wenig verletzte. Bundesrat Haab hat die Ungeschicklichkeit als solche erklärt, anderseits hat aber auch, was sehr erfreulich ist, der Dovere in Bellenz vor Ueberschätzung der Wichtigkeit solcher Fälle gewarnt und den guten Willen der Kreisverwaltung in Schutz genommen gegen kleinliche Verdächtigungen. Die Sache wäre kaum erwähnenswert, wenn uns nicht bei dieser Gelegenheit die Genfer Tribune eine Ehre erwiesen hätte. Sie widmet im Zeitalter des Papiermangels, freilich mit einiger Mühe, dem Falle eine Spalte und tut sich dann etwas zu gute auf den köstlichen Witz, es wäre am einfachsten, wenn der Bundesrat mit seinen Vollmachten von den Tessinern verlangte, daß sie alle in drei Tagen Deutsch lernten. Diese Lösung wird unterbreitet „à l'examen du Deutsch-Sprachverein!" — Anstoß nehmen die Tessiner immer noch an den dortigen deutschen Eisenbahnerschulen. Nationalrat Bertoni hat einen neuen Angriff auf diese in Aussicht gestellt, vorläufig aber erst die geringe Stundenzahl und den Ausdruck „fremde Sprache" für das Italienische angefochten; Bundesrat Haab hat die Schulen in Schutz genommen.

Die Auseinandersetzung unseres Vorsitzers mit der Schriftleitung der Indépendance helvétique über das Grüßen unserer Bataillonsfahnen geht uns nicht unmittelbar an, aber der Gegenstand ist vielleicht doch geeignet, den Unterschied zwischen Deutsch und Welsch und das Wesen vieler unserer Meinungsverschiedenheiten und Verstimmungen etwas zu beleuchten. Die Schriftleitung hatte also einem jungen Offizier Recht gegeben, der einem Flegel den Hut heruntergeschlagen hatte, weil er die Fahne nicht gegrüßt habe; Herr Blocher gibt ihm Unrecht, da einen toten Gegenstand zu grüßen an Heidentum und Fetischverehrung erinnere; jedenfalls könne man ein guter Schweizer sein, ohne die Sitte mitzumachen, in der deutschen Schweiz sei das nun einmal nicht gebräuchlich. — Daß das Grüßen in Genf gebräuchlich ist und in Zürich nicht, ist doch etwas bezeichnend für romanische und germanische Schätzung — nicht des Vaterlandes, sondern — der Formen des Gefühlsausdrucks. Wie leicht be- (und ver-) urteilen wir einen Menschen einfach auf eine einzelne oder wiederholte Ausübung oder Nicht-Ausübung einer einzelnen Form hin! Die Gründe der Grußverweigerung können so gewesen sein, daß der Betroffene die Lehre wirklich verdiente, sie können aber auch anders gewesen sein; denn gewohnt sind wir Deutschschweizer das nun einmal nicht (wir haben erst ein wenig angefangen uns daran zu gewöhnen) und glauben doch Vaterland und Gesittung ebenso hoch zu halten wie die grüßenden Welschen. Ob es eine gute Gewohnheit sei, darüber kann man wohl in guten Treuen verschiedener Meinung sein. Ist nicht der Vergleich mit dem Fetisch etwas stark? Wir werden ja besser tun, die Zahl der toten Gegenstände, die wir grüßen wollen, möglichst klein zu halten, aber soviel Einbildungskraft bringen wir doch wohl auch noch auf, daß wir in einem toten Gegenstand einen lebendigen Gedanken verkörpert sehen und diesen grüßen? Beim Betreten einer Kirche, auch der eines andern Bekenntnisses und auch wenn sie leer ist und keine gottesdienstliche Handlung stattfindet, ziehen wir doch auch alle den Hut ab — ist dieser Vergleich etwa Lästerung? Wenn wir das Göttliche und das Vaterland in ihren Sinnbildern grüßen, ist das doch wohl noch kein Heidentum. — Nicht immer werden solche Meinungsverschiedenheiten so höflich ausgefochten wie diese in dieser Zeitung, es ist wohl auch nicht immer möglich, denn nicht immer handelt es sich um bloße Gewohnheiten, aber manchmal ginge es vielleicht doch; auch das ist hübsch an diesem Zwischenfällchen.

Daß die Semaine litéraire vom 22. Brachmonat sich so gründlich mit deutschschweizerischem Schrifttum befaßt und neuere Werke von Schaffner, Bernoulli, Bührer, Schrag und Bänninger mit so viel Verständnis bespricht, ist sehr freundlich; daß sie dabei von der Suisse allemande und nicht alémanique spricht, wollen wir dankbar feststellen; daß Professor François, wenn er auch der Seele mehrere „kostbare kleine Vaterländer" zugesteht, nur der patrie essentielle, dem Heimatstaate das Recht gibt, unser Blut zu verlangen, wird man, zumal von ihm, sehr vernünftig finden; wir machen das ja auch so, und was ihm die Landschaft um Rom, das Languedoc und die Isle de France, das ist für uns vielleicht Island, der deutsche Rhein und der Thüringerwald. Hingegen kann eine so ausführliche Besprechung eines höchst törichten Buches des alldeutschen Scharfmachers Kurd von Strantz (Unser völkisches Kriegsziel) die Leser doch nur unnötigerweise beunruhigen. Der Berichterstatter sagt ja selbst, man dürfe diesen Herrn ja nicht als Wortführer der Deutschen betrachten. Eine so gründliche Beschäftigung mit einem so wertlosen Buche ist aber nicht bloß geeignet, von Deutschland selbst ein Zerrbild zu schaffen, sondern auch das Mißtrauen gegen uns Deutschschweizer zu wecken, und man muß sich schließlich gar nicht wundern über jenen Witz der „Tribune", denn dieser Kurd verlangt in der Tat von uns Deutschschweizern, daß wir die italienische und die französische Schweiz „sprachlich wiedererobern" und verspricht uns dafür das Eschental und — das Veltlin!

Endlich sei noch dankbar anerkannt, daß unser Freund Konrad Falke, wenigstens nach st. gallischen Berichten über seinen dort gehaltenen Vortrag „die Gefahren der Schweiz" unter diesen Gefahren den Deutschschweizerischen Sprachverein nicht aufgezählt hat.

Die Frankfurter Zeitung bespricht in freundlichen Worten den Vortrag, den unser Otto von Greyerz s. Z. in der Deutschschweizerischen Gesellschaft Basel über „die deutsche Sprache in der Schweiz" gehalten hat und der dann in den Süddeutschen Monatsheften und als Flugschrift des Dürerbundes erschienen ist. Die Schrift ist zu 30 Rp. bei unserm Geschäftsführer (Postscheck-Rechnung III/607) zu beziehen und sei unsern Lesern bestens empfohlen.

Briefkasten.

E. B., Z. Jener St. Galler wird nicht alle Grundformen der Zeitwörter auf d gebildet haben, sondern nur (wie in Ihren Beispielen) die nach z': z'helfed, her z'stelled, aber das war keine Schrulle des Mannes, sondern eine mundartliche Erscheinung, die man in Schaffhausen, Thurgau, St. Gallen-Stadt und Fürstenland und Appenzell trifft. Es ist eine merkwürdige Form, die genau dem lateinischen Gerundium entspricht. Im Althochdeutschen hatte man für Wes- und Wemfall der Grundform der Zeitwörter besondere Ausdrücke: helfannes und helfanne, mit ze hieß es also ze helfanne. Dieser Gebrauch hat sich im Mittelhochdeutschen erhalten: ze helfenne. Daneben setzte man früh auch die bloße Grundform ze helfen, aber aus der ältern Form ze helfenne ist im spätern Mittelalter nach einer auch sonst auftretenden Neigung ze helfend geworden. Dieses angetretene d ist ein bloßer Uebergangslaut, der sich (auch als t) nach n gebildet hat im Auslaut von Mond (mhd. mane, schweizerdeutsch immer noch ohne d), jemand und niemand (mhd. ieman und nieman), im Inlaut von namentlich, ordentlich, meinentwegen, seinenthalben usw.) und der besonders in den Mundarten beliebt ist (anderst, Burscht, Sind für Sinn im Toggenburg). Vor einem d oder t ist in Endungen ein n in unserer Mundart ziemlich regelmäßig ausgefallen (nebet und zwüschet, Dotzed), manchmal sogar im Schriftdeutschen (meinetwegen, seinethalben). So kann ein Satz zustande kommen wie: Dem Ma ist nöd z'helfed.